Die schweizerische Kulturfrage

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750992

Nutzungsbedingungen

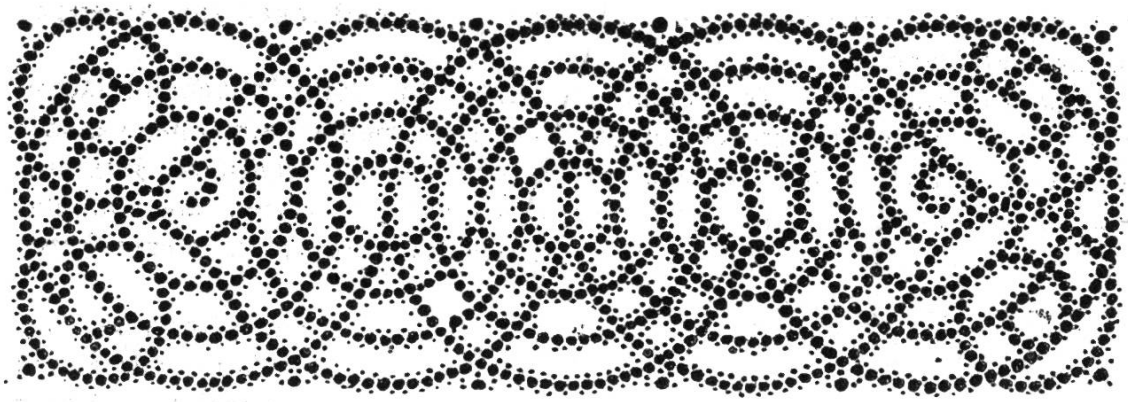
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



DIE SCHWEIZERISCHE KULTURFRAGE

Die Redaktion entschloss sich rasch und gern, den Artikel von E. Blocher zu veröffentlichen; nicht weil sie in Bausch und Bogen mit seinen Ideen einverstanden ist, sondern weil sie sie für wichtig genug hält, der Diskussion unterbreitet zu werden. Eine Entgegnung wird bald erscheinen.

DIE REDAKTION.

Wenn von Frankreich, dem Deutschen Reich, dem Königreich Italien die Rede ist, so liegt schon im Namen dieser Staaten ihre Bedeutung: sie fassen in mehr oder weniger vollkommener Weise Nationen, Sprachgemeinschaften zusammen, und damit ist ihre Kulturaufgabe schon gestellt: sie sollen mit ihrer Macht das verwirklichen oder fördern, was ihres Volkes eigene Art und Kraft leisten kann. Wie aber steht es mit Staaten, die aus Splittern grosser Nationalitäten zusammengesetzt sind? Im Namen der Schweiz liegt nichts, was eine Kulturaufgabe auch nur andeutete, und der Name Eidgenossenschaft, den unser Staat amtlich noch immer trägt, scheint bloss einen politischen Gedanken auszudrücken. Und doch muss ein so lebensfähiger Staat wie die Schweiz eine Eigenart haben, für die sich auch eine Formel oder doch eine Beschreibung wird finden lassen.

Worin liegen Wesen und Eigenart der Schweiz?

Auf diese Frage wird meistens eine Antwort gegeben, die bei einer ganz äusserlichen Tatsache stehen bleibt: dem Zusammentreffen dreier Sprachgebiete auf unserm Boden. In Zeitungen, in politischen Reden, bei Festmählern und internationalen Versammlungen, aber auch im Schulunterricht hört man immer häufiger,

das Wesen und die Eigenart der Schweiz bestehe im friedlichen Zusammenwohnen und -arbeiten dreier Sprachgemeinschaften und, fügt man etwa noch hinzu, zweier Glaubensbekenntnisse. Der Ruhmestitel und Vorzug der Schweiz soll der Sprach- und Religionsfriede sein, während anderswo Kampf herrsche, und unsere Kulturaufgabe soll sein, immer innigere Durchdringung der drei Sprachgemeinschaften.

Diese Beschreibung des Wesens der Schweiz ist unvollständig, mehr als das: sie ist falsch, und die daraus abgeleitete Bestimmung unserer Kulturaufgabe ist deshalb ebenso falsch und, wenn sie durchdringt, geradezu eine Gefahr für unsere Eigenart und selbst für unser Vaterland.

Vor allem: das Zusammenleben mehrerer Sprachgemeinschaften in demselben Staat ist durchaus keine Eigentümlichkeit der Schweiz. Es findet sich sogar fast in allen Staaten Europas wieder: streng genommen machen nur Portugal, Dänemark und Holland eine Ausnahme. Das Beisammensein von Germanen und Romanen ist uns (abgesehen von Frankreich und Italien mit ihren ganz kleinen Stücken flämischen und deutschen Sprachbodens) gemeinsam mit Belgien, Luxemburg, Elsass-Lothringen, Tirol. Auch die Gleichberechtigung der Landessprachen ist keine Eigenheit der Schweiz. Sie besteht mit Einschränkungen in Österreich und im Reichsland, ohne Vorbehalt in Finnland, Belgien und Luxemburg. Eigen ist uns dabei nur, dass die Gleichberechtigung der Sprachen im bundesstaatlichen Wesen des Landes ihre Hauptbürgschaft hat, und der andere Umstand, dass es gerade drei sehr wichtige abendländische Kultursprachen sind, die hier zusammentreffen. Das aber berechtigt nicht zu der Behauptung, das Wesen der Schweiz liege in der Anerkennung dreier Landessprachen.

Hiergegen spricht aber auch noch ein wichtiger Grund geschichtlicher Art. Von einer Anerkennung dreier Landessprachen ist erst seit der französischen Revolution die Rede. Die alte Eidgenossenschaft, die im Jahre 1798 unterging, wusste davon nichts und war ein ganz deutsches Staatswesen. Die heutigen nichtdeutschen Landesteile gehörten entweder gar nicht dazu, oder als bloss locker verbündete „zugewandte Orte“, oder sie waren rechtloses Untertanenland. Wie aber kann man das Wesen eines

Staates in einem Umstande suchen, der in seiner Geschichte gar keine Rolle gespielt hat? Wenn diese Anschauung gelten sollte, so müssten wir unsere Tell- und Winkelrieddenkmäler beseitigen und dafür Talleyrand, Bonaparte und die Diplomaten des Wiener Kongresses als die Männer verehren, auf die das Wesen unseres Staates zurückgeht.

Endlich ist es falsch, in der Mehrsprachigkeit die Eigenart der Schweiz zu erblicken, weil der einzelne Schweizer an dieser Eigenart keinen Anteil hat. Es ist für sieben Achtel der Schweizer, das heisst für ihr geistiges Leben, für ihre Bildung und ihre Persönlichkeit ziemlich belanglos, dass in einem andern Teile des Landes Menschen anderer Zunge wohnen. Die Sache stünde anders, wenn die Angehörigen der verschiedenen Landessprachen wie etwa im südlichen Ungarn durcheinander wohnten und nicht von einer ziemlich scharfen Sprachgrenze geschieden wären oder wenn die Muttersprache Standes- und Familienangelegenheit wäre, wie teilweise im Elsass und in den Ostseeprovinzen. Aber fast alle Schweizer wachsen in einer einsprachigen Umgebung auf und empfangen von den fremden Sprachgemeinschaften in den Jahren ihrer Erziehung und Ausbildung wenigstens unmittelbar keinerlei entscheidende Eindrücke und Einflüsse. Deshalb kann die Mehrsprachigkeit der Schweiz nicht ihre Eigenart ausmachen. Sonst müssten wir die betrübende Tatsache feststellen, dass unsere nationale Eigenart erzieherisch bedeutungslos sei.

Wir sehen denn auch, und das ist hier von entscheidender Bedeutung, durchaus nicht etwa, dass die geistigen Leistungen der Schweizer irgendwie das Gepräge einer Doppelkultur an sich trügen. Das ist bei den französischen so wenig wie bei den deutschen Schweizern der Fall. Im achtzehnten Jahrhundert sehen wir die vornehmen Kreise der deutschen Schweiz französische Bildung pflegen und ihren Briefwechsel teilweise in französischer Sprache führen; aber nicht weil sie Schweizer sind, oder weil Französisch für sie die Sprache welscher Verbündeter und Untertanen ist, sondern weil sie Kinder ihres Jahrhunderts und des mittlern Europas sind. Ein Albrecht von Haller ist nicht französischer gesinnt und gebildet als ein Friedrich II. von Preussen und die Gesellschaft in Zürich kaum welscher, als an einem deutschen

Hof jener Zeit. Im Gegenteil, die mehr bürgerliche Art der schweizerischen Patrizier und Zunftaristokratien bleibt dem Volkstum näher als die höfische Gesellschaft einer westdeutschen Residenz. Die Schweiz, Zürich insbesondere, nahm damals ja den regsten Anteil an der Wiedergeburt der deutschen Literatur. Gessner und Albrecht von Haller sind deutsche Dichter ohne jeden Vorbehalt, Bodmer und Breitinger führen gegen die Leipziger den Kampf um die Loslösung vom französischen Geschmack in der Literatur. Nicht anders steht es in der französischen Schweiz. Sieht man dem Emile und der Neuen Héloise des grossen Genfers an, dass Genf mit deutschen Ständen der Eidgenossenschaft, mit Bern und Zürich verburgrechtet war? Bei Frau von Staël allein könnte allenfalls von einer Verbrüderung zweier Kulturen mit einigem Recht gesprochen werden.

Nun das neunzehnte Jahrhundert, das uns die Gleichberechtigung der Landessprachen und die Begriffe deutsche, französische, italienische Schweiz gebracht hat. Da liegen die äussern, die politischen Verhältnisse anders. Aber die geistige Kultur des Landes zeigt womöglich noch weniger als im vorhergehenden Jahrhundert ein aus französischem und deutschem Wesen gemischtes Gepräge. Denn inzwischen ist nun auch noch die welsche Salonbildung der Zopfzeit aus der deutschen Schweiz verschwunden und die leitende Gesellschaft dem Volkstum zurückgegeben worden. Das sehen wir an den beiden grössten Dichtern, die die Schweiz des neunzehnten Jahrhunderts erzeugt hat: Gotthelf und Keller. An ihren Werken ist alles und alles urdeutsch. Keller wollte nicht „als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt“ sein, sondern als ein deutscher Dichter.

Nur Conrad Ferdinand Meyers, des Aristokraten, leicht flüssiger Stil wird auf liebevolle Beschäftigung mit französischer Literatur zurückgeführt. In der französischen Schweiz aber verraten Töpffer, Vinet und Amiel zwar protestantische Art, aber nichts von einer deutsches und welsches Wesen vermittelnden Art.

Bei Dichtern und Schöngeistern ist das ja auch kaum anders zu erwarten. Sie gebrauchen die Sprache als das eigentliche Werkzeug ihrer Arbeit. Die Sprache nimmt ihnen geradezu einen Teil ihrer Arbeit ab, denkt und schafft für sie. Sie können keine Mischlinge sein. Gottfried Keller „lehnt sich gegen die Auffassung,

als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, immer auf."

Aber auch die übrigen Leistungen der Schweiz auf den Gebieten der innern Kultur bilden nicht eine schweizerische Doppelgattung von zwitterhafter Natur. Weder bei Lavater, noch bei Johannes von Müller, weder bei Pestalozzi noch bei Fellenberg, weder bei dem Staatsrechtslehrer Karl Ludwig von Haller, noch bei Hans Georg Nägeli, dem Begründer unseres Sängerwesens, weder bei Saussure Vater und Sohn, noch bei Sismondi, noch bei dem Tessiner Bildhauer Vela kann man von schweizerischer, deutsch-welscher Kultur reden. Es gibt schweizerische Kulturleistungen, aber nicht eine schweizerische geistige Einheitskultur.

Man wird an dem Gesagten ohne Zweifel Einschränkungen machen und Ausnahmen finden. Wer sucht, wird an unsern Grossen überall Spuren von — nennen wir es einmal Sprachgrenzenkultur — finden. Aber ihr Lebenswerk wäre auch ohne diese Randfärbung zustande gekommen; was schweizerisch an ihnen ist, hat einen andern Untergrund als die Zufälligkeit, dass innerhalb der Landesgrenzen andere Sprachgemeinschaften bestehen.

Aus alledem folgt: Wesen und Eigenart der Schweiz auf die Mehrsprachigkeit des Landes begründen wollen, heisst der Schweiz ein Ideal geben, das in ihrer bisherigen Geschichte nicht begründet ist, heisst darum nicht einen Tatbestand feststellen, sondern eine Forderung aufstellen.

Wer stellt diese Forderung auf?

Nun, sie liegt eben als gefährliche Suggestion in der Behauptung, dass es eine auf Misch- oder Doppelkultur beruhende Eigenart der Schweiz gebe. Sie liegt aber auch in gewissen natürlichen Verhältnissen. Der Verkehr zwischen den verschiedenen Landesteilen nimmt, wie überhaupt aller Verkehr, zu: man sieht und spricht sich öfter als früher. Die politische Einheit wird um so enger, je mehr eidgenössische Gesetze und Verwaltungsgebiete an Stelle der kantonalen treten. Die bedeutende Übersiedlung deutscher Schweizer in welsches Gebiet führt zu zahlreichen Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen. Die Vereins- und Berufsverbände, die sich über das ganze Land erstrecken und deshalb eine mehrsprachige Geschäftsführung und zuweilen ein mehrsprachiges Vereinsblatt haben, sind nachgerade zahlreich. Kurz, die Beziehungen werden immer inniger, und

die Einrichtungen, überhaupt die äussern Dinge des täglichen Lebens, werden immer gleichartiger über das ganze Land hin. Sehen wir ab von der geistigen Kultur und schauen wir nur auf das, was Chamberlain zum Unterschied von der Kultur als Zivilisation bezeichnet wissen will, so ist es wahr, dass sich eine schweizerische Zivilisation ausbildet, die zum Teil auf Austausch beruht. Dabei hat die deutsche Schweiz als das grössere Gebiet und wohl auch weil sie von Deutschland her mehr Anregungen bekommt als die welsche Schweiz von Frankreich her, das Übergewicht. Nur damit klar wird, was ungefähr gemeint ist, erinnere ich an den Weihnachtsbaum, der vor dreissig Jahren in der welschen Schweiz noch unbekannt war, und an den Eisenbahnbetrieb, der jetzt im ganzen Land dasselbe Gepräge trägt.

Diese Vereinheitlichung in den äussern Dingen legt den Gedanken nahe, es müsse auch auf geistigem Gebiet eine Einheit geben, die auf der Durchdringung des verschiedenartigen Wesens der deutschen und der welschen Schweiz beruhen werde. Hier aber tritt als Schranke die Sprache dazwischen. Auch im Staats- und Gesellschaftsleben ist diese Schranke lästig; aber doch nicht unübersteigbar. Einige tausend Menschen müssen eben durch Erlernung einer zweiten Sprache zu Übersetzern und Vermittlern ausgebildet werden. Dann geht's leidlich. Eine weitere Einigung und Durchdringung aber stösst auf Schwierigkeiten, und die Schwierigkeiten werden unüberwindlich, wenn man versucht, Einheit in geistiger Kultur herzustellen.

Das kann gar nicht anders sein. Die Gedanken werden in Worte gekleidet und sind nicht anders zu übertragen. Deshalb empfangen wir die geistigen Anregungen grösstenteils aus der Sprachgemeinschaft heraus. Nur langsam bricht sich Bahn, was aus andern Sprachgemeinschaften herkommt, wären diese auch im eigenen Lande vertreten. Manches und zwar oft genug gerade das, was uns mit Recht am höchsten steht, ist überhaupt nicht übertragbar und verliert jede Kraft, wenn man es übersetzen will, weil es entweder mit der sprachlichen Form aufs innigste verwachsen ist oder auf dem Boden eines Volkstums steht, das jenseits einer Sprachgrenze nicht mehr vorhanden ist und nicht mehr verstanden werden kann. Das gilt vor allem von den Erzeugnissen

der Literatur. Uns deutschen Schweizern stehen Scheffel — der Badener Lenau — der Ungar Storm — der Holsteiner näher als der Waadtländer Urbain Olivier oder der Genfer Amiel, weil nur an deutschen Schriftwerken unser gesamtes deutsches Schweizervolk Anteil haben kann. Ebenso werden Mérimée und Viktor Hugo für unsere welschen Miteidgenossen wertvoller sein als Jeremias Gotthelf, der urechteste aller Schweizer. Denn nicht das, was in den Grenzen unseres Landes gedacht und gesungen wird, hat für unser inneres Leben entscheidende Bedeutung, sondern das, was wir uns aneignen können, und dazu gehört eben als Bedingung, dass uns die sprachliche Einkleidung ganz zugänglich sei.

Diese Tatsache hat dann weiter zur Folge, dass innerhalb der Sprachgemeinschaft eine Gefühls-, ja Lebensgemeinschaft entsteht. Denn der Austausch der Gedanken innerhalb des Sprachgebietes ist nicht ein Ereignis von heute oder gestern, sondern er hat von Alters her bestanden und ist sehr rege geworden, sobald eine gemeinsame Schriftsprache da war. Dadurch wird das geschichtliche Empfinden beeinflusst, entstehen Neigungen und Abneigungen. Ein deutscher Schweizer wird immer etwas anderes empfinden als ein französischer, wenn Namen wie Vauban, Mirabeau, Danton, Lamartine, Isly, Puebla, Körner, Moltke, Weissenburg genannt werden. In der welschen Schweiz wird man immer mehr Verständnis haben für Frau Roland als für die Königin Luise; uns muss diese näher stehen, und auch Jeanne d'Arc würde uns kalt lassen, wenn nicht unser Schiller sie uns nahe gebracht hätte. Wir selber haben ja erlebt, dass Graf Zeppelin in wenigen Wochen in der deutschen Schweiz ein volkstümlicher Mann geworden ist, von dessen kühnem Reiterstücklein im Jahre 1870 selbst unsere Schuljugend begeistert spricht, während in der französischen Schweiz sein Name einfach neben denen anderer erfolgreicher Luftschiffer genannt wird. Er steht uns eben näher, weil wir deutsch lesen und für die Zeppelin-Literatur erreichbar waren. Daran ändert auch ein noch so unparteiischer Geschichtsunterricht nicht viel. Denn diese Art von Empfindungen wird nicht in Schulstunden angelernt, sie entsteht durch hundert Einflüsse des Lebens, durch die Stiche im Schaufenster unserer Buchhandlungen, durch Gedichte und Romane, durch die Aufführungen unserer Schaubühnen, durch Witzblätter und Gassenhauer.

Dabei sehe ich noch ganz ab von der elementaren Tatsache, dass in der tiefsten Tiefe der Volksseele immer gleiche Sprache Vertrauen, ungleiche Sprache Misstrauen erweckt, jenes Misstrauen, das in der allen Slawen gemeinsamen Bezeichnung *Niemetz,* die „Stummen". für „die Deutschen" so kindlich zum Ausdruck kommt, und das im elsässischen Landvolk auch zu der Zeit treuester Anhänglichkeit an Frankreich nie erloschen ist: wenn sie von den „Welschen" sprachen, hörte man heraus, dass diesen Welschen nicht recht zu trauen sei.

Fassen wir zusammen: jeder Mensch gehört gewissen idealen Gemeinschaften an; vornehmlich drei stehen dabei im Vordergrunde: die Religionsgemeinschaft (Kirche, Bekenntnis), die Staatsgemeinschaft (Vaterland), die Sprachgemeinschaft. Wir stehen nun vor der Tatsache, dass diese Gemeinschaften für uns Schweizer nicht zusammenfallen, dass jeder von uns ausser zu der vaterländischen Volksgemeinschaft auch noch zu einer sprachlichen und kulturellen Volksgemeinschaft gehört und dass diese Gemeinschaften beide in natürlichen Verhältnissen begründet sind. Diese Tatsache zu leugnen wäre Narrheit, sie zu verschleiern und zu verdecken, wie es zuweilen geschieht, ist weder ehrlich noch tapfer. Es bleibt dabei, dass die deutsche Schweiz ein Stück deutschen Kulturbodens ist und die französische ein Stück französischen Kulturbodens. Am lebendigsten wird das Gefühl der Sprachgemeinschaft in der italienischen Schweiz sein. In der französischen kommt es gelegentlich sehr schön zum Ausdruck in der Formel von der „affinité intellectuelle" und zum Beispiel in der Forderung einer „éducation française", die kein Geringerer als Eugen Rambert für den Kanton Waadt aufgestellt hat[1]). Auch bei uns ist die Sprachgemeinschaft im Bewusstsein lebendig; doch regt sich sonderbarerweise der Widerspruch, wenn solche ganz selbstverständliche Tatsachen, wie die geistige Zusammengehörigkeit der deutschen Schweiz und des übrigen deutschen Sprachgebietes,

---

[1]) Antrittsrede an der Akademie in Lausanne vom 1. November 1881. Siehe Mélanges von Eugen Rambert, Lausanne. 1890, Seite 85 und folgende. Es ist anerkennenswert, dass diese Forderung vor der gebildeten Gesellschaft in Lausanne ohne jeden Widerspruch aufgestellt werden konnte. In Bern oder Zürich für die Jugend eine deutsche Erziehung zu fordern, wäre schon gewagter. Das Verständnis für eine solche Kulturforderung scheint somit bei den französischen Schweizern grösser zu sein.

von Schweizern öffentlich erwähnt werden; es ist als ob man nicht zu dem zu stehen wagte, was man ist.

Doch gerade in diesem Widerspruch kommt eben die Meinung zum Ausdruck, es müsse die Schweiz ein abgeschlossenes Kulturgebiet für sich darstellen. Tatsächlich sehen wir denn auch von Zeit zu Zeit Versuche auftauchen, die Sprachgrenze einfach zu überspringen und ihr, die doch da ist, zum Trotz eine enge Kulturgemeinschaft darzustellen. Dahin gehört der im übrigen kluge und gut vaterländische Vorschlag, den im ersten Hefte dieser Zeitschrift Emil Sonderegger gemacht hat, die Militärkurse so einzurichten, dass die Mannschaften ihre Dienstzeit ohne Rücksicht auch auf die Sprachgrenzen in einem entfernten Landesteile zubringen müssten. Weiter der an sich hübsche Gedanke, zürcherische Sekundarschulklassen zu Vorstellungen ins französische Volkstheater von Mézières zu führen. Beides würde in seinen Wirkungen genau auf das Gegenteil von dem hinauskommen, was beabsichtigt ist; denn bringt man Leute, die die fremde Sprache nicht kennen, ins fremde Gebiet, so werden sie sich erst des Gegensatzes bewusst, den zu fühlen sie vorher nicht Gelegenheit gehabt haben. Nicht besser steht es mit dem Vorschlag, auf einer in Zofingen zu errichtenden Volksbühne von Zeit zu Zeit auch französische Stücke aufzuführen. Ein Spassvogel hat darauf mit dem verbesserten Vorschlag geantwortet, zu dem Zweck Stücke zu dichten, in denen jedes vierte Wort französisch und jedes zehnte italienisch wäre, um so ein echt schweizerisches Nationaltheater zu erhalten. Er bedachte nicht, dass solche widersinnige Dinge gar nicht so weit davon entfernt sind, verwirklicht zu werden: Kaiser Franz Joseph hat vor einigen Jahren in Prag eine Rede gehalten, in der deutsch und tschechisch abschnittweise abwechselten.

Ob es schon eine Geschichte der schweizerischen Nationalliteratur gibt, weiss ich nicht. Jedenfalls aber ist der Gedanke, eine solche zu schreiben, heute nichts unmögliches. Zwar hat Gottfried Keller in Abrede gestellt, dass es eine schweizerische Nationalliteratur gebe. Aber das Bedürfnis, diesen Begriff zu haben, ist da, und so wird uns wohl auch eines Tages diese Literaturgeschichte von einem vaterländischen Verleger (etwa aus Neuenburg) auf den Weihnachtstisch gelegt werden. Und warum

nicht? Auch eine Literaturgeschichte des vierzigsten Breitegrades ist denkbar; denn es ist gewiss, dass sich in den Literaturen der Mittelmeerländer Spanien, Italien, Griechenland einige gemeinsame Züge finden liessen, die ein geschickter Büchermacher als Grundlage einer Gesamtdarstellung benützen könnte.

Solche Versuche, die vorhandenen Unterschiede und Grenzen gewaltsam ausser Kraft zu setzen, werden aber nie gelingen.

Nein, die Überwindung der Sprachscheide im Innern der Schweiz müsste anders vorgenommen werden. Sie könnte nur so vor sich gehen, dass wir uns im ganzen Lande mit aller Macht auf die Aneignung einer zweiten Landessprache werfen würden, und dann wäre immer noch die dritte unserer Sprachfamilien abseitsgestellt. Um die erstrebte geistige Einheit zu erzielen, müssten wir es darin so weit bringen, dass unsere ostschweizerischen Bauern ein französisches Festspiel geniessen und umgekehrt die Genfer den Jeremias Gotthelf mit Vergnügen lesen könnten. Davon kann aber keine Rede sein. Wer etwas vom Unterrichts- und Erziehungswesen versteht, vor allem unsere gesamte Lehrerschaft, würde sich dagegen erheben. Schon heute klagen die Geschäftsleute, dass die ihnen von unsern Schulen gestellten Lehrlinge im schriftlichen Ausdruck, in Rechtschreibung, Grammatik und Stil der deutschen Muttersprache ganz ungenügend vorbereitet seien, und in der französischen Schweiz sind Lehrerschaft, Presse und öffentliche Meinung durchaus einig, dass dort eine Verbesserung und Vertiefung des französischen Unterrichts gefordert werden müsse. Es vergeht keine Woche, ohne dass in den Zeitungen diese Meinung zum Ausdruck kommt. In der französischen Schweiz ist in absehbarer Zeit nicht an zweisprachigen Unterricht zu denken, und nehmen wir an, die Forderung würde wirklich durchgesetzt, so ist gewiss: wir deutsche Schweizer müssten die Kosten fast allein tragen, denn nur bei uns wäre die Bereitwilligkeit zur gründlichen Aneignung einer fremden Sprache so gross, dass ein praktisches Ergebnis zu erwarten wäre.

Doch wie dem sei, die erstrebte geistige Einheit käme uns zu teuer zu stehen. Wir würden so viel Kraft und Zeit auf die Erwerbung der gewünschten Doppelbildung verwenden, dass unsere geistige Leistungsfähigkeit dadurch gebrochen würde. Die erstrebte „höhere“ Bildung wäre nur unter Schädigung der eigenen

Art zu erreichen. Unser Volkstum würde darunter leiden. Bei den Meisten käme es doch nur darauf hinaus, dass sie keine Sprache recht lernten. In dieser Hinsicht sind die Geschicke der belgischen Flamen, des Grossherzogtums Luxemburg und des Elsasses lehrreich. Von Belgien sagt der flämische Dichter Gezelle: „Der Flame legt seine eigene Sprache und Sitte ab, er mag sie nicht; er will von andrer Sprach und Sitte sein, er kann es nicht! Der Flame hat am Ende des Spiels weder das Eine noch das Andere“ [1]). Die geistige Unfruchtbarkeit Luxemburgs kennen wir. Sie mag noch andere Ursachen als die Doppelsprachigkeit haben. Aber bezeichnend ist es doch, dass die Luxemburger mit ihrer zweisprachigen Bildung es nicht etwa dazu gebracht haben, als Vermittler, Übersetzer, Übertrager zwischen Frankreich und Deutschland eine Kulturaufgabe zu lösen. Nicht einmal dazu langt es bei ihnen.

Im Elsass steht über den einsprachigen Volksmassen ein Bürgertum, das durch französische Haussprache, neben der die Volks-, Amts- und Schulsprache die deutsche bleibt, tatsächlich eine doppelte Bildung bekommt. Dieser Zustand ist ein Erzeugnis der Not gewesen, als das deutschsprechende Land zum französischen Staat gehörte; heute wird er freiwillig erhalten, weil man in der Doppelbildung einen Vorzug erblickt. Es wird zurzeit im Elsass heftig darüber gestritten, ob er erhalten werden solle oder nicht. Eine ganze Literatur ist darüber erschienen [2]). Wer sie unbefangen liest, muss den Verfechtern der Einsprachigkeit Recht geben. Schon die einfache Tatsache, dass das Elsass vom 12. bis 17. Jahrhundert eine Reihe grosser Männer hervorgebracht hat, deren Namen uns heute noch geläufig sind — Wimpheling, Brant, Murner, Fischart, Bucer, Spener — und dann plötzlich unfruchtbar wurde, während gerade die wirtschaftlichen und staatlichen Zustände ganz besonders erfreulich waren, ist doch bezeichnend genug. Wo blieb das Elsass zur Zeit der Wiedergeburt der

---

[1]) Kleengedichtjes, Amsterdam 1895.

[2]) Ich nenne nur die Erscheinungen der neuesten Zeit: René Prévôt, Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsass, Berlin 1906; Hans Spieser, Elsass-Lothringen als Bundesstaat, Berlin 1908; W. Kapp, Das elsässische Bürgertum, eine kulturpsychologische Studie, Strassburg 1908; R. Guerrier, Aus Vergangenheit und Gegenwart des Elsasses, Stuttgart 1908; Ruland, Deutschtum und Franzosentum in Elsass-Lothringen, Colmar 1908.

deutschen Literatur und der Blüte der französischen, zur Zeit, wo die Schweiz Rousseau, Vinet, Haller, Pestalozzi, Gotthelf, Keller hervorgebracht hat? Seine Leistungen liegen fast ausschliesslich auf dem militärischen Gebiet. Schon im Jahr 1830 schrieb der elsässische Graf Dürckheim: „Der Dualismus in Sprache, Erziehung und Lehrmethode gereicht den Elsässern zum grössten Schaden. Man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache. Auch sehen wir seit der Einführung der französischen Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserm nähern Vaterlande erscheinen.“ Der deutsche Dichter Stöber aber kam schweren Herzens zu dem Schlusse: il faut franciser l'Alsace, um das Elsass für eine einheitliche Kultur zu gewinnen[1]). Unter den heutigen Elsässern aber ist einer, der in geradezu ergreifender Weise den Untergang des echten Elsässertums beklagt, das ist der Oberlehrer Kapp in Mülhausen, der vom elsässischen Bürgertum aussagt, es gehe an der Zwitterhaftigkeit und Gebrochenheit seiner deutsch-französischen Scheinbildung zugrunde, lasse sich überall von den einwandernden Deutschen überflügeln und liefere damit das Elsass den Fremden aus. Es macht denn auch einen eigentümlichen Eindruck, wenn neulich in einer Nummer des „Journal d'Alsace-Lorraine“ auf der ersten Seite der unvergleichliche Wert der französischen Bildung gepriesen wurde und auf der zweiten Seite zu lesen war, dass die neueren technischen Schöpfungen im Elsass auf die Tatkraft von Schweizern zurückgehen, weil es den Elsässern leider am rechten Unternehmungsgeist fehle. Die Erklärung dafür findet man freilich nicht in der genannten Zeitung, sondern bei Kapp. Sie lautet: „Die gebildeten und besitzenden Kreise werden hauptsächlich von dem Gedanken geplagt, wie sie das bisschen Stoff, was sie besitzen, in zwei Sprachen zum Ausdruck bringen.“

Die anderwärts gemachten Erfahrungen sind also derart, dass vor der Herstellung einer schweizerischen Mischkultur nicht dringend genug gewarnt werden kann. Es ist ganz gewiss, dass wir auf diesem Wege zu schwerem Schaden kommen und viel mehr verlieren als gewinnen würden. Zweisprachige Erziehung mag bei Einzelnen unter besonders günstigen Bedingungen ganz gute Ergebnisse zeitigen; als Regel für ein Volk taugt sie nichts. Wo

[1]) Beide Aussprüche nach dem genannten Buche Rulands.

sie durch die Verhältnisse von selbst zustande kommt, mag sie bestehen; sie künstlich fördern, ist ein Unding; sie einem Volke aufdrängen, Mord am Volkstum und Verletzung der höhern geistigen Interessen.

Die Vertreter der Mischkultur stellen uns die Aufgabe, zwischen Deutschland und Frankreich zu vermitteln, der ehrliche Makler zu sein zwischen den beiden Kulturen. Wer hat uns den Auftrag gegeben? Haben uns unsere Nachbarn darum gebeten, und sind wir sicher, dass sie uns die Waren abnehmen würden, die wir ihnen vermitteln wollen?

Hier seien die schönen Worte wiedergegeben, mit denen die „Voile Latine" (Heft vom Januar 1908) das von Professor Seippel aufgestellte Ideal des ehrlichen Maklers ablehnt:

„Honnêtes courtiers". M. Paul Seippel reproduit l'idée que notre mission est de servir d'intermédiaire entre la France et l'Allemagne, „de favoriser un échange de valeurs intellectuelles" et de jouer le rôle d'honnêtes courtiers. Cette idée qui n'est pas nouvelle, qui a été répétée à profusion, notamment par M. Philippe Godet, qui a déjà produit des conséquences dans l'esprit public — je la crois dangereuse et incomplète.

Dangereuse d'abord. Elle a un caractère servile auquel nous sommes déjà trop enclins: je veux dire qu'elle étend aux choses de l'esprit la notion d'industrie hôtelière. Nous recevons de beaux personnages, nous leur donnons des chambres sur la rue, et nous restons à l'office. Voilà qui devient toujours plus une habitude nationale et qui est une vilaine habitude. Le rôle d'intermédiaire est secondaire et commercial: une fois les valeurs, même intellectuelles, échangées, on oublie assez bien celui qui a facilité l'échange, et cette manière empirique de „nous enrichir nous mêmes en gardant notre part de ce qui nous vient de l'Ouest et du Nord", n'a rien de très désintéressé. J'avoue aussi ne pas comprendre en quoi consisterait notre propre culture, à la fois germaine et française; ne rapelleraitelle pas celle de certaines institutrices qui ont lu, qui ont voyagé, qui savent plusieurs largues, mais qui n'ont rien assimilé? Et quel risque de pédantisme! Peut-être sommes-nous, au contraire, trop cosmopolites; nous oublions que ce qui fait la culture, c'est l'originalité de l'esprit, son respect d'une tradition, sa force assimilatrice qui organise et élimine. Et puis ce rôle d'„honnête courtier" est dangereux encore parce qu'il n'a rien d'enthousiasmant; si l'on s'y résigne, il suffit d'être un critique, un liseur, un adaptateur; on renonce au plaisir de penser par soi-même et de créer. Est-il bien nécessaire de nous pousser à cela? Sans doute en est-on plus heureux et même plus jovial: l'honnête courtier est le frère du commis-voyageur.

J'ai dit que cette idée est aussi incomplète, non pas fausse mais insuffisante. Je ne vois pas d'abord qu'elle soit vérifiée par notre histoire littéraire. La Nouvelle Héloïse, Caliste, Adolphe, Corinne, ou bien Là-haut, le Livre de Thulé, les Causeries genevoises, la Dîme, les Circonstances de la Vie, ne prouvent pas que nous soyons uniquement d'honnêtes courtiers. Töpffer n'a rien d'un critique expliquant la France à l'Allemagne, et Amiel intéresse davantage par le spectacle d'une âme protestante qui se débat que par ses essais de traductions en vers . . .

Es bleibt die Frage, ob das Streben nach einer schweizerischen Kultur, die eine Mischkultur sein müsste, nicht trotz allem aus nationalen Gründen notwendig ist, und damit verbindet sich die Frage, ob wir nicht bereits etwas haben, was ebenso wertvoll ist, wie jene erstrebte nationale Kultur.

Es gibt ohne Zweifel Leute, denen unser Nationalgefühl nicht stark und nicht einheitlich genug ist. Gewiss, jeder von uns hängt zunächst mit ganzer Liebe am heimatlichen Boden des Kantons, dem er durch Heimatrecht oder Geburt zugehört; und wohl die meisten unter uns sind vor allem oder nur insofern Schweizer, als sie Berner, Appenzeller, Genfer usw. sind, wie sie auch staatsrechtlich nur auf Grund des Kantonsbürgerrechts Schweizerbürger sind. Theoretisch sieht das aus wie ein ganz arger Übelstand. In Wirklichkeit ist diese Liebe zum heimatlichen Boden eine der starken Wurzeln unseres vaterländischen Gefühls. Dieses ist bei uns im Vergleich zu andern Völkern nicht schwach, sondern ganz ausserordentlich kräftig. Wir haben keinen Fuss breit Land, wo an eine Lostrennung von der Schweiz gedacht wird. Man vergleiche damit Grossbritannien, Österreich-Ungarn, Russland, das Deutsche Reich. Wir haben keine Partei im Lande, die eine Beseitigung der bestehenden Staatsform wünscht. Man vergleiche damit Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Russland. Alle Schweizer wollen Schweizer sein und alle wollen den auf Volksherrschaft begründeten Freistaat, die demokratische Republik. Das ist ein höchst erfreulicher Zustand. Wir haben auch ein sehr empfindliches vaterländisches Gefühl. Die meisten unter uns sind in nationalen Fragen dem Ausland gegenüber äusserst empfindlich, und nirgends ist es für einen Ausländer weniger ratsam, die staatlichen Einrichtungen zu bemängeln als bei uns. Unser Nationalgefühl würde durch die Ausbreitung deutsch-französischer Doppelbildung nicht gestärkt, sondern geschwächt, indem internationale

Gesinnung und Kosmopolitismus nirgends besser gedeihen als bei solchen, die in mehreren Sprachen, Literaturen und Nationalitäten so zu Hause sind, als wären es die ihrigen.

Also hier ist sicherlich keine auszufüllende Lücke.

Fehlt es nun etwa am Bewusstsein der Zusammengehörigkeit? Was hält uns zusammen trotz der Verschiedenheit der Sprache und der Kultur und der Religion? Es ist der eidgenössische Staatsgedanke. Als das römische Reich in Stücke geschlagen und auch die deutsche Kaisermacht im Zerfallen war, wurde Europa die Beute germanischer Adelsgeschlechter. Da schlossen unsere Vorfahren zum Schutze ihrer Unabhängigkeit und zur Erhaltung ihrer örtlichen Selbstregierung im Herzen Europas den Bund von Städten und Landschaften, der heute noch besteht und heute noch keinen andern Zweck hat. Dieser Staatsgedanke beseelt uns alle und ist der Kitt, der uns fest zusammenhält. Lange nicht alle andern Völker Europas sind in der Lage, so klar und widerspruchslos die Seele und die Grundlage ihres staatlichen Verbandes zu nennen. Es ist freilich „nur" ein politisches Band, das uns eint, aber ein einzigartiges. Man könnte sagen: die Schweiz ist der politischste, der staatlichste Staat der Welt. Und man zeige uns doch in Europa das Volk, das durch Mehrheitsbeschluss in der Abstimmung freiwillig seine Militärlasten vermehrt, wie es unser Volk im Jahre 1907 getan hat!

Also um der nationalen Einheit willen brauchen wir keine nationale Kultur zu erstreben. Die ist gesichert wie nur irgendwo.

Es bleibt als letzte Frage, ob wir diese nationale Kultur suchen müssen, um eine schweizerische Eigenart zu gewinnen, ob uns eine solche bisher gefehlt hat. Damit kommen wir auf den Anfang unserer Betrachtungen zurück, wo wir es abgelehnt haben, in der innigen Durchdringung der drei Sprachgemeinschaften das Wesen der Schweiz zu erkennen. Hier scheint mir nun Treitschke in seiner Politik (Band 2, Seite 292 und 298) das Richtige getroffen zu haben, wenn er sagt, eine nationale Gesamtkultur könne in der Schweiz nicht aufkommen, und dann weiterhin: „Das Schweizer-Deutschtum ist nur ein kleiner Zweig des Deutschtums, das im Reiche seine eigentliche Heimat hat; das schweizerische Franzosentum ebenso nur ein schwächerer Zweig des Galliertums in Frankreich. Es ist bewunderungswürdig,

wie trotz dieser Ungunst der ethnographischen Verhältnisse die Schweiz eine relative Geistesgrösse behauptet hat. Die französische Schweiz ist vor allem der protestantische Gegenpol gegen Frankreich, wie die deutsche Schweiz der republikanische Gegenpol des monarchischen Deutschlands ist."

Auf Grund dieser Auffassung erklärt er die Schweiz für eine europäische Notwendigkeit: „Das französische und das deutsche Leben werden durch die Schweiz gleichsam ergänzt; man kann gar nicht wünschen, diese republikanische Entwicklung des deutschen Geistes zu vernichten, so wenig man die protestantische Form französischer Bildung am Genfersee entbehren möchte."

Also nicht Durchdringung der Sprachgemeinschaften wird da festgestellt, sondern eine selbständige Art der deutschen und der französischen Schweiz. Die Anerkennung, mit der gerade Treitschke hiervon spricht, ist in hohem Grade erfreulich; denn er hat über unsere politischen Zustände sonst sehr hart geurteilt.

Was uns deutsche Schweizer von den übrigen Deutschen Europas scheidet, das ist die Staatsform. Mit dem Worte Republik ist die Sache freilich nicht erschöpfend bezeichnet; das wird auch Treitschke gewusst und das Wort nur als Stichwort oder Aufklebezettel gemeint haben. Wir haben nicht nur keinen Monarchen, wir haben die Volksherrschaft, wir haben politische Anschauungen und Ziele, eine Auffassung vom Wesen des Staates, wie sie nur bei uns vorkommen. Das weiss jeder, der nur schon einmal etwa in einem Sommerkurort mit Reichsdeutschen über politische Dinge gesprochen hat. Auch darin hat Treitschke Recht, dass er von einer „republikanischen Entwicklung des deutschen Geistes" redet. Unsere örtlichen Demokratien sowohl wie der Bund sind aus den mittelalterlich deutschen Verhältnissen ebenso natürlich herausgewachsen wie das deutsche Landesfürstentum. Denken wir nur daran, dass in unsern Landsgemeinden die älteste politische Einrichtung des Germanentums, das Volksthing, fortlebt. Wir haben weder die Selbstregierung der Städte und Landschaften, noch den Gedanken eines Bundes andern nachgeahmt, und selbst die nicht deutschen Gebiete unseres eigenen Landes haben keinen nennenswerten Beitrag dazu geliefert, wenn auch die Tatsache nicht übersehen werden darf, dass Genf die erste städtische Demokratie gewesen ist. Die

französische Revolution hat uns zwar gerüttelt und geschüttelt, hat erschüttert und zerstört, gesäubert und ausgeglichen, geebnet und vereinfacht, aber politische Einrichtungen hat sie uns nicht gegeben, die haben wir alle selbst geschaffen. Ihr Geschenk, die helvetische Republik, war unbrauchbar.

Zur politischen Eigenart tritt nun heute als ihr Ergebnis eine soziale, eine besondere Auffassung vom gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen, nicht das Fehlen, wohl aber die Abschwächung des Kastengeistes, der uns bei den Norddeutschen unangenehm berührt, seine Übertragung auf die Besitzverhältnisse und die halb bäuerlichen, halb spiessbürgerlichen Umgangsformen, die jedem Schweizer auffallen, der über irgend eine Grenze in die Heimat zurückkehrt. Hierher gehört auch der allgemeine Gebrauch der Mundart. Die Gebildeten wollen sich bei uns nicht durch ihre Sprache auszeichnen, sondern genau so reden wie das übrige Volk.

Noch breiter freilich ist der Graben, der die welsche Schweiz von Frankreich trennt, und Treitschke hat Recht, wenn er ihm den Namen Protestantismus gibt. Hier kann ich einfach auf Seippels treffliches Buch „Les deux Frances" verweisen und dann freilich auch auf die Schriftsteller Frankreichs, die über den Protestantismus geschrieben haben, auf Brunetière, auf Lemaîtres gehässiges Schauspiel „L'Aînée", das ja in „Vieuxchâtel en Suisse" spielt und auf die bezeichnenden Reden, durch die ein so schlechter Katholik wie Jaurès, der gar kein Katholik sein will, sich bei den Kammerverhandlungen über die Trennung der Kirche vom Staat tatsächlich doch als Katholiken erwiesen hat. Zwischen den führenden Kreisen der französischen Schweiz und Frankreich besteht die tiefe Kluft einer gänzlichen Verschiedenheit der sittlichen Grundbegriffe und der Lebensauffassung. Über Wahrhaftigkeit, Pflicht, Gewissen, Verhalten gegen das andere Geschlecht denkt der Waadtländer anders als der Franzose.

Hier könnte man ja nun vielleicht von einer Durchdringung der Sprachfamilien oder doch von einer starken Abfärbung reden. Die Reformation ist in Waadt, Neuenburg und Genf durchgedrungen, weil diese Gebiete nicht zum Machtbereich der französischen Krone oder sonst eines Staates romanischer Nationalität

gehört haben, sondern zu dem der deutschen Eidgenossenschaft. Ihr Protestantismus ist insofern ein Stück Deutschtum und bildet ein festes Band mit der germanischen Welt, ebenso wie eine Scheide gegen die romanische. Aber dieser geschichtliche Zusammenhang wird dadurch wieder verwischt und aus dem Bewusstsein der Beteiligten verdrängt, dass in der welschen Schweiz ein selbständiger, ein französischer Zweig des Protestantismus zur Herrschaft gelangte.

Noch ist aber nicht alles genannt, was unsere Eigenart ausmacht. Wir haben ausser politischen, sittlichen und religiösen Begriffen auch noch etwas sehr wertvolles in unserm Volkstum. Besonders wir deutsche Schweizer. Mögen wir noch so gewiss zur deutschen Völkerfamilie gehören, es lebt in uns etwas eigenes, das ist unser Alemannentum. Unsere Eigenart ist eben, dass wir zwar Deutsche sind, aber nicht Pfälzer, Tiroler, Sachsen, sondern alemannische Schweizer, und demgemäss sprechen, denken, fühlen. Freilich reicht das Alemannentum über unsere Grenzen hinaus, nämlich soweit wir unsere Mundart ohne Schwierigkeit brauchen können, im Elsass fast bis Strassburg, in Baden etwa bis Offenburg. Allein unser staatliches Sonderleben hat dazu geführt, dass die alemannische Eigenart bei uns am besten zur Entfaltung kam. Dieses Volkstum, das in unsern eigenen Anschauungen, Überlieferungen und Gebräuchen, vor allem aber auch in unserer Mundart zum Ausdruck kommt, macht mit den politischen und sozialen Grundlagen unseres Lebens das Wesen der deutschen Schweiz aus. Dieses schweizerische Wesen ist es, was den Werken unserer besten Schriftsteller den Erdgeruch gibt, den wir an ihnen lieben. Da haben wir etwas, was wir auch bei dem uns so nahe stehenden Rosegger nicht finden, auch nicht in den alemannischen Stücken des elsässischen Volkstheaters. Es ist zugleich etwas, was sich zu jeder Stunde unseres Lebens in uns mit kräftigem Pulsschlage regt. Es ist nichts Gesuchtes, Hergeholtes, Gemachtes, es ist gewachsen, geworden, erlebt. Es ist zugleich der Beitrag, den wir an die deutsche Kultur liefern können. Und die bereits eingezahlten Beträge müssen nicht unbedeutend sein; denn nach dem Zeugnis eines Fachmannes ersten Ranges, Friedrich Kluges, hat unsere Mundart mehr als irgend eine andere den Wortschatz der deutschen Schriftsprache zu bereichern vermocht, weil unser

Land für die deutsche Literatur besonders viel Bedeutung gewonnen hat.

Und da sollten wir nötig haben, unsere Kultur erst durch Herbeiholung von Gedanken und Lebensregungen aufzubauen, zu deren Aneignung mühseliges Vokabelnlernen und zeitweilige Abstreifung und Abschleifung des eigenen Denkens und Sichhineindenken in fremdes Volkstum die Voraussetzung bildet? Das wäre Unnatur und Unwahrheit.

Auch die französische Schweiz hat ihr Volkstum und ihre Eigenart. Man merkt es jedem französischen Buch in der Regel auf den ersten Seiten an, wenn es von einem Schweizer geschrieben ist. Ein Waadtländer hat einen schönen Vortrag über „l'âme vaudoise" gehalten. Die Erzählungen aus dem Neuenburger Uhrmacherleben, besonders die Bücher von Frau T. Combe, atmen einen eigenen Geist und zeigen uns ein Volk von besonderer Art. Gewiss, Treitschke hat Recht, wenn er von einem schweizerischen Zweig des Galliertums redet. Die französische Schweiz ist französischer Kulturboden, aber sie bildet ein eigenes Land, wie sie denn auch sich selbst lieber Suisse romande nennt als Suisse française. Und die eigene Art zu pflegen muss ihre kulturelle Aufgabe sein. Die „âme vaudoise" wird man nicht verbessern, wenn man eine Alemannenseele darauf pfropft, sondern wie jede andere Seele nur so, dass man die in ihr schlummernden Kräfte weckt und zur Entfaltung bringt. Gewiss, wir werden von einander lernen, und das wird man hoffentlich unserer Kulturarbeit anmerken. Das kommt aber ganz von selbst und braucht weder zum Arbeitsplan erhoben, noch überhaupt ausgesprochen zu werden.

Die Kulturaufgabe kann für ein begabtes und gebildetes Volk wie das unsere niemals darin bestehen, sich von etwas durchdringen zu lassen, was ihm innerlich fremd ist, sondern stets nur darin, das immer besser zu werden, was es ist.

Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch.

ZÜRICH EDUARD BLOCHER

□□□